

(31; kursiv i.O.). Durch Bestimmung, Messung und Maßstabsetzung, Operationen entlang zuvor selbst bestimmter Variablen, hat die Wissenschaft konsequent alle Prädikate eliminiert, »die den Dingen aufgrund unserer Begegnung mit ihnen zukommen« (ebd.). Damit formuliert er den Vorwurf eines Objektivismus, der, selbst wenn die heutige Wissenschaft sich mehr und mehr (als die Zeitgenossen Merleau-Pontys) gezwungen sieht, »jene Beziehungen zwischen Beobachter und dem Beobachteten, jene Festlegungen, die nur innerhalb einer bestimmten Beobachtungssituation einen Sinn haben« (32) zu reflektieren, nicht zu einer Aufgabe seiner hypothetischen Position als »absoluter Geist vor dem reinen Objekt« (ebd.) führen wird. Die Wissenschaft ist konservativ im Hinblick auf ihre Erkenntnistheorie, überkommenen epistemologischen Mustern verhaftet geblieben, auch nachdem sie in der menschlichen Wahrnehmung entzogene astronomische und mikrophysikalische Räume eingedrungen ist. Schon hier fordert Merleau-Ponty, was wenig später zu einem dauerhaften und umstrittenen Postulat und Forschungsdesiderat der Wissenschaftsforschung werden sollte: nicht dauerndes Verschieben der Erkenntnis vom Subjekt zum Objekt und wieder zurück, »vielmehr müsste das Prinzip dieser Spaltung selbst in Frage gestellt und die Beziehung zwischen Beobachter und Beobachtetem in die Definition des ›Realen‹ aufgenommen werden« (33).

Dies mag etwa über die Einspannung des Sichtbaren in ein Dispositiv des Wissens gelingen, dessen multiple Konstituenten über die Subjekt-Objekt-Spaltung hinausweisen – gleichzeitig aber auch über Formen des leibgebundenen natürlichen Sehens und andere tradierte Formen ›naturalisierter‹ Sichtbarkeit.

Dispositive des Wissens: Diskurs und Materialität

»Die Frage nach dem Zusammenhang von Subjektivität, Sichtbarkeit und Macht bildet«, so Markus Stauff in seiner Studie zum »Neuen Fernsehen« (2005), »einen besonders virulenten Schnittpunkt zwischen Medienforschung und Dispositivbegriff« (127). Es ist daher lohnenswert, die Verfasstheit des Dispositivbegriffs noch einmal in Erinnerung zu rufen und, wo nötig, gemäß der Fragestellung der vorliegenden Arbeit weiterzuentwickeln.

Mit dem in der Literatur vielfach beschriebenen »Dominanzwechsel« von Archäologie zu Genealogie (vgl. exemplarisch Kammler/Parr/Schneider 2014,

237ff.)¹⁸, den Foucault in den späten 1960er-Jahren vollzieht, geht die Genese und Schärfung des Dispositivgedankens einher. Wenn damit, wie behauptet, eine gewisse »Lockerung der Diskurs-Kategorie« (238) gegenüber der konzi- sen und gewissermaßen strengeren Fassung aus der »Archäologie des Wis- sens« einhergeht, so bleibt die Kategorie des Diskursiven dennoch zentral – sie wird hier bloß deutlich erweitert und im Zusammenhang mit Dispositiv- elementen gedacht, die nicht auf den ersten Blick diskursiv verfasst zu sein scheinen. Für eine Archäologie des Sichtbaren ist ein Verständnis der Ver- fasstheit von Dispositiven und der diese re-aktualisierenden Dynamiken des Werdens unerlässlich, ohne dass, so wird hier zugrunde gelegt, ein das frühe und mittlere Werk Foucaults scharf trennender Strich gezogen werden müss- te.

Das Dispositiv, in seiner ursprünglich juristischen, medizinischen und militärischen Definition materielle Vorkehrung zur Ermöglichung der Durch- führung einer strategischen Operation¹⁹, wird bei Foucault bekanntlich in ei- ner Weise umdefiniert, die sowohl die Anordnung der materiellen Aspekte ei- nes Apparats als auch den funktionierenden Mechanismus selbst einschließt. In der viel zitierten Variante Foucaults erscheint damit das Dispositiv als:

»entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architek- turale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, adminis- trative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, morali- sche oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesag- tes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.« (Foucault 1978, 119f.)

Als »Prozess einer funktionellen Überdeterminierung« reagiert es fort- laufend re-adjustierend auf auftauchende heterogene Elemente mit einer stetigen »strategischen Wiederauffüllung« (Foucault 1978, 121), im Zuge derer ungewollte negative Effekte durch Maßnahmen der strategischen Nutzbar- machung ins Positive gekehrt werden²⁰. Damit ist deutlich, dass diskursiven

18 Vgl. auch Koopman (2013), der im Übergang von Archäologie zu Genealogie nicht, wie üblich, vor allem Foucaults Auseinandersetzung mit Nietzsche manifestiert sieht, sondern diesen auf Kant-Lektüren Foucaults zurückführt. Erst durch diese sei die Fou- cault'sche Genealogie als Modus der ›Kritik‹ nachvollziehbar zu etablieren.

19 Vgl. Foucault 1983, 35: Anmerkung des Übersetzers.

20 Die Methode Foucaults – wenn von einer solchen die Rede sein kann – zeichnet sich bekanntermaßen nicht dadurch aus, einen theoretischen Begriff zu erfinden, zu defi-

Elementen nicht-diskursiv an die Seite treten und dass die Art und Weise der Verbindung der heterogenen Elemente das ist, was Foucault eigentlich interessiert: die Beschreibung – Deleuze wird später sagen: das Kartographieren – eines ›Spiels‹, denn »zwischen diesen diskursiven und nicht-diskursiven Elementen gibt es gleichsam ein Spiel, gibt es Positionswechsel und Veränderungen in den Funktionen, die ebenfalls sehr unterschiedlich sein können« (120).

Auch im Zusammenhang des Dispositivs, wie später bei der Neuakzentuierung des Verhältnisses von in diesem enthaltenen und aus diesem emergierenden Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten, hat Gilles Deleuze an der Fortschreibung des Konzepts tätig mitgewirkt. Er tut dies zum Beispiel, indem er die Dynamiken und das Nicht-Geordnete des Dispositivs in besonderer Weise in den Vordergrund rückt und feststellt, dieses sei »ein Durcheinander, ein multilineares Ensemble. Es ist zusammengesetzt aus Linien verschiedener Natur« (Deleuze 1991, 153). Infolgedessen sind die im Dispositiv dynamisch ihre Wirksamkeit entfaltenden Kräfte aufzufassen als die in ihm und durch es formulierbaren Aussagen, mithin die ihm eignenden konstitutiven und konstituierenden Diskurse sowie die »sichtbaren Objekte, die formulierbaren Aussagen, die zur Ausübung kommenden Kräfte, die in Position befindlichen Subjekte« (ebd.; kursiv Verf.).

Dynamisch und variabel, haben die Verhältnisse von Sichtbarem und Sagbarem im Dispositiv folglich nicht »Konturen, die ein für allemal gegeben sind, sondern bestehen aus Ketten von Variablen, die sich voneinander ablösen« (ebd.). Die so gefassten Dispositive sind Konfigurationen, die den Diskurs strategisch hervorbringen, sie bestimmen die Technologien einer Aussage- und Wissensordnung, »es sind Maschinen, um sprechen zu machen oder sprechen zu lassen« (154). Die primären Elemente oder die »beiden ersten Dimensionen eines Dispositivs«, die Foucault freigelegt habe, sind, Deleuze zufolge, »die Kurven der Sichtbarkeit und die Kurven des Aussagens« (153f.). Selbst die temporale Strukturierung eines Dispositivs, wo dieses eine Form von Geschichtlichkeit aufweist, versteht Deleuze als »eine der Lichtordnungen« (154), gleichberechtigt der Ordnung der Aussagen. Damit wird zugleich jeder Form von ›Universalien‹ eine rigorose Absage erteilt, denn »das Universale erklärt nicht; es selbst ist das, was erklärt werden muss« (157).

nieren und dann auf Phänomene des Realen zu applizieren, sondern umgekehrt, der konkreten Diskurs-Realität einen Begriff, hier den des Dispositivs, zu entnehmen und diesen ausgehend vom tatsächlichen Gebrauch zu theoretisieren.

Das Dispositiv als plurale Strategie von multiplen und diversen Elementen und Machtverhältnissen zur Konstitution und Konsolidierung von Ordnungen des Wissens und zugleich hervorgegangen aus diesen »ist also immer in ein Spiel der Macht eingeschrieben, immer aber auch an eine Begrenzung oder besser gesagt: an Grenzen des Wissens gebunden, die daraus hervorgehen, es gleichwohl aber auch bedingen« (Foucault 1978, 123). Damit ist jedes Dispositiv eine »Vielheit, in der solche im Werden befindlichen Prozesse wirken, die sich von denen unterscheiden, die in einem anderen Dispositiv wirken« (Deleuze 1991, 157). Was in einem Dispositiv als das Neue oder Aktuelle auftaucht, »nannte Nietzsche das Unzeitgemäße, das Inaktuelle, das Werden, das sich mit der Geschichte gabelt« (160) – das Dispositiv erscheint immer als von zwei Tendenzen durchgezogenes und gestaltetes, der »Linien der Schichtung oder Sedimentierung« und der »Linien der Aktualisierung oder Kreativität« (161). Beide müssen als integral und aufeinander bezogen verstanden werden, zwischen den Schichten und den Aktualitäten verläuft weder Trennungslinie noch Bruch.

In diesem Sinne kann eine sich (im weitesten Sinne) auf Foucault beruhende Medienarchäologie nie ausschließlich auf die Beobachtung der Verfestigung von diskursiven (oder allgemeiner zeichenhaften) Elementen in diese strukturierenden und anordnenden Technologien abstellen, sondern tut gut daran, auch die Verflüchtigungen und Verflüssigungen in den Blick zu nehmen. Während erstere Perspektive dabei hilft, Schichtungen zu begreifen, ist die letztere eher dazu ausersehen, Prozesse der Aktualisierung verständlich zu machen. Allen Medientechnologien, also auch und vielleicht besonders jenen der Sichtbarmachung, »ist das Versprechen eingebaut, dass dereinst die Restriktionen (die einem Medium seine spezifische Produktivität verleihen) überwunden sein werden« (Stauff, 2001, 85). Die Wirkungen materieller Anordnungen wie die je spezifische Anordnung von Apparaturen, Diskursen und Praktiken sind bereits insofern als dynamisch beziehungsweise als unaufhörlich werdende zu begreifen, als moderne Medientechnologien »netzwerkartig unterschiedliche technische Artefakte, die eine je andere Geschichte und je spezifische Strukturierung aufweisen« (86) miteinander verschalten.

»Es sind«, so folgert Stauff, »also eher die spezifischen Effekte als eine homogene äußere Gestalt, die die Einheit eines Dispositivs definieren. Diskursen, Praktiken und institutionellen oder technischen Anordnungen wird dabei gleichermaßen Materialität im Sinne einer regelhaften (›technologischen‹) Wirksamkeit zugesprochen.« (87) Daraus ergibt sich eine grundsätzliche Ambivalenz des Verhältnisses von Medientechnologien und der Kategorie des

Dispositiv: »Während sie [die Medientechnologien; Anm. Verf.] einerseits als apparative Elemente Teilfunktionen innerhalb von umfassenden Dispositiven übernehmen, können sie doch andererseits auch selbst als funktionierende Dispositive analysiert werden.« (Ebd.)

Was Stauff hier (und anderenorts, vgl. Stauff 2005, 2014) für das Dispositiv des Fernsehens konstatiert, gilt (selbstverständlich in spezifischer Varianz) auch für das Dispositiv wissenschaftlichen Wissens und die daran geknüpften Technologien der Sichtbarmachung, die auf diese Weise als über ›rein‹ apparative Funktionen hinaus weisende Technologien zu begreifen wären. Die Apparate sind damit weder *selbst-evident* noch *eindeutig* zweckorientiert; Technologien werden »selbst diskursive Gegenstände [...], die über ihr apparatives Funktionieren hinaus, und zum Teil weitgehend unabhängig davon Bedeutung entfalten« (Lösch et al. 2001, 11).

Die Folge eines derartigen Medien-Technologie-Verständnisses ist aber, dieser Vorwurf wird ja regelmäßig erhoben, keineswegs eine Entwicklungstendenz, welcher zwangsläufig mit einem starken Realismus oder Materialismus begegnet werden müsste. Nimmt man den Dispositivbegriff ernst, so bestreitet man nicht eine wie auch immer verfügbare Realität der Medien und überführt diese in dematerialisierte Diskurseinheiten. Ebenso wenig kann eine Gegenbewegung vor dem Hintergrund der Annahme einer Determinierung des Diskursiven durch Materialität, Technologie oder ›hardware‹ die spannungsreiche Komplexität des Dispositivs zufriedenstellend auflösen. Materiell-diskursive Verschaltungen wie sie das Dispositivkonzept einführt, müssen zwangsläufig immer wieder mit dem (u.a. von Winkler 1999 als ›Henne-Ei-Problem‹ beschriebenen) prekären wechselseitigen Verhältnis von Diskurs und Materialität rechnen, das heißt, die Hervorbringung von Wissensdiskursen wie von Sichtbarkeiten auf Basis ihrer materiellen, apparativen oder medialen Bedingungen ebenso berücksichtigen wie die Materialität von Diskursen und Praktiken im Labor.

Stauff liefert vor diesem Hintergrund mit einem Exkurs zur Frage der ›Stabilität‹ von Technik eine Reaktion auf den medientheoretischen Einwand, diskursanalytisch geprägte Medienforschung verfehle »das Spezifische technischer Medien notwendigerweise« und betreibe damit eine Anthropomorphisierung der Medientechnik (Stauff 2005, 181). Er begegnet diesem Einwand überzeugend, indem er zeigt, wie Diskurse das technische Funktionieren ermöglichen und stabilisieren, »gerade weil sie ›außerhalb‹ der Materialität bleiben und sich nicht einschreiben« (192). Techniken beziehungsweise Medien erscheinen aus dieser Perspektive »nicht als eindeutige Apparate,

sondern eher als ein Feld unterschiedlicher Problematisierungen und möglicher Strategien« (ebd.) Auch hier zeigt sich die Produktivität des Dispositivbegriffs als ein »Konstrukt oder ein Denk- und Beschreibungsansatz gerade medialer Phänomene, in dem materielle Gegebenheiten und Beschaffenheiten apparativer, technischer Objekte mit physiologischen, epistemologischen und soziologischen Strukturen verschränkbar gemacht werden« (Engell 2001, 41).

An der oben bereits zitierten Stelle liefert wiederum Stauff den wichtigen Hinweis auf die doppelte Funktion des Dispositiv-Begriffs hinsichtlich seiner Bedeutung für die Untersuchung von Medien. Mit dessen Hilfe kann man sowohl »die heterogenen Elemente der Medientechnologien von ihren gemeinsamen Effekten aus [...] untersuchen« – das Dispositiv damit als »*methodische Anleitung*« gebrauchend – oder, und sehr viel direkter, diesen »im Sinne einer *Theorie* ihrer Funktions- und Wirkungsweise« (Stauff 2001, 87; kursiv i.O.) auf die Medien anwenden.

In bewusster Entgegnung auf jüngere Tendenzen in der Foucault-Rezeption, die stark auf die späten Arbeiten und Vorlesungen zu Subjektivierung, Gouvernementalität und Biopolitik fokussieren und Fragen des Sichtbaren relativ rasch mit der Konzeption des Panoptischen in »Überwachen und Strafen« (1976) für erledigt erklären, sollen im folgenden Abschnitt die archäologischen Überlegungen zum Diskursbegriff aus den früheren Schriften Foucaults einer aufmerksamen Re-Lektüre unterzogen werden, um das Verhältnis von Diskurs und Materialität sowie, als daran anschließender Fluchtpunkt, von Sagbarkeit und Sichtbarkeit präziser als bisher zu bestimmen.

Monumente des Sichtbaren – eine archäologische Annäherung

Die archäologische »Methode« Foucaults als auf andere Weise historisierender und kontextualisierender Eingriff in tradierte geisteswissenschaftliche Kritikkonzeptionen prägt bekanntlich die frühen wissenshistorischen Arbeiten Foucaults – von der »Geburt der Klinik« als einer Archäologie des ärztlichen Blicks (Foucault 1988 [1963]) über die »Archäologie der Humanwissenschaften« in der »Ordnung der Dinge« (1971 [1966]) bis hin zur »Archäologie des Wissens« (1973 [1969]). In letzterer, vielfach verstanden als Versuch der Präzisierung des eigenen Standpunkts und eher methodologische Reaktion auf Missverständnisse im Rahmen der breiten Rezeption der drei Jahre zuvor er-